



CHRISTOPHER
KLOEBLE

HOME MADE IN INDIA

Eine Liebesgeschichte
zwischen Delhi und Berlin

dtv

**Ausführliche Informationen über
unsere Autoren und Bücher
www.dtv.de**

Dieses Buch ist auch als eBook erhältlich.

Von Christopher Kloeble ist bei [dtv](http://dtv.de) außerdem lieferbar:

Wenn es klopft
Unter Einzelgängern
Meistens alles sehr schnell
Die unsterbliche Familie Salz



Originalausgabe

© 2017 dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München

Das Werk ist urheberrechtlich geschützt.

Sämtliche, auch auszugsweise Verwertungen bleiben vorbehalten.

Umschlaggestaltung: Sabine Kwauka

Gesetzt aus der Garamond

Satz: Fotosatz Amann, Memmingen

Druck und Bindung: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier

Printed in Germany · ISBN 978-3-423-26172-2

*Für Saskya
in Dankbarkeit und Liebe*

INHALT

Prolog:

Eine unwahrscheinliche Liebesgeschichte 9

Teil I

Wie es dazu kam

- 1 Ein Bub aus Bayern und eine Tochter Delhis 16
- 2 Mein erstes Mal 37
- 3 Indien in Berlin 79
- 4 Der Sturm vor der Ruhe 116
- 5 Neu-Delhi, 23. Dezember 2012 138

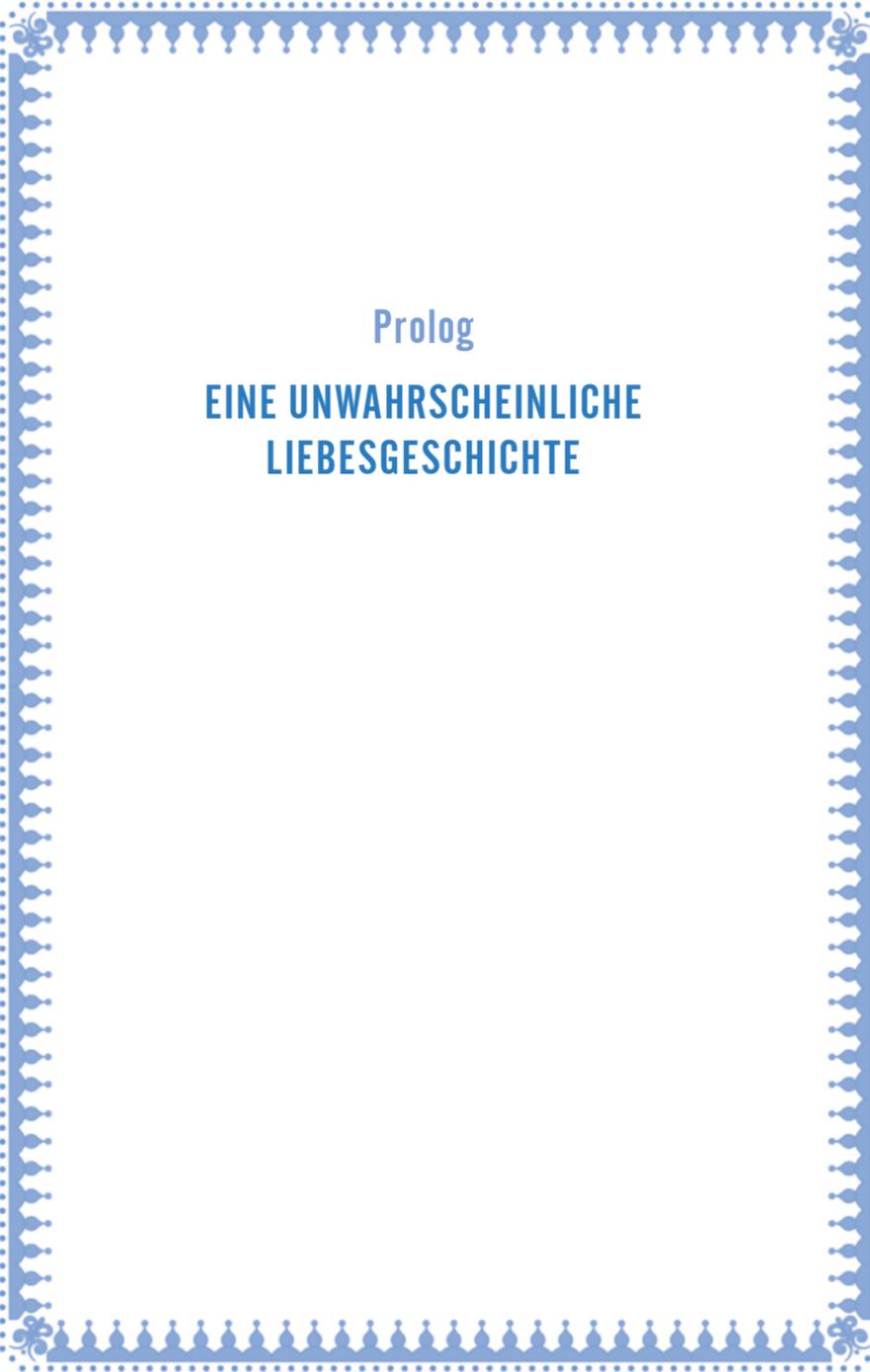
Teil II

Wie es ist

- 6 Dilli 154
- 7 Deutschland 2.0 190
- 8 Familiär 212
- 9 Jenseits von Delhi 240
- 10 Person anderer Herkunft 274

Epilog:

Wie es sein wird 285



Prolog

**EINE UNWAHRSCHEINLICHE
LIEBESGESCHICHTE**

Neu-Delhi, Dezember 2012. Im Garten tummeln sich zweihundert Hochzeitsgäste, aber der Bräutigam fehlt: ich. Mein aufgeregtes Zappeln macht es Jaswant, unserem Fahrer, nicht leicht, meinen Turban zu binden. Gegen meine Nervosität schenkt er mir sein charismatisches Lächeln. Das setzt er in den meisten unserer Konversationen auf. Manchmal bedeutet es: »Ich warte im Wagen.« Manchmal: »Keine Ahnung, was du versuchst zu sagen.« (Mein Hindi-Vokabular beschränkt sich auf alles, was mit Essen zu tun hat.) Und jetzt gerade: »Halt still, sonst sitzt der Turban schief.«

Als Jaswant fertig ist, trete ich vor den Spiegel: Der Mann in dem weiß leuchtenden *Sherwani* aus roher Seide erinnert kaum an den pausbäckigen Bub, der früher täglich über das Kopfsteinpflaster der Königsdorfer Hauptstraße zur Bäckerei Reindl radelte, um ein paar Pfennige gegen saure Drops zu tauschen.

Ich bin mir nicht sicher, ob der Bub und der Mann dieselbe Person sind. Ich weiß nur, Indien und eine Tochter Delhis haben viel damit zu tun, dass aus dem einen der andere geworden ist.

Draußen erwartet mich einer dieser nebligen Morgen, bei denen man nie weiß, ob man die Sonne am selben Tag nicht nur spüren, sondern auch sehen wird.

Der Turban sitzt erstaunlich fest, mein Herz klopft zwischen den Schläfen. Ich blicke mich nach meiner zukünftigen Frau um, kann sie nirgends entdecken. Anstatt in ihre Arme zu fallen, werde ich von Verwandten und Freunden der Familie in die Arme genommen, denen ich noch nie begegnet bin. Bisher habe ich kaum zwei Monate in Indien verbracht. Frauen zupfen meinen Schal zu recht, Männer klopfen mir auf die Schulter und alle beglückwünschen mich zu meiner Festkleidung. Ich bevorzuge sie gegenüber einer Lederhose. Als Tölzer Sängerknabe habe ich hinreichend oft bayerische Tracht bei volkstümlichen Konzerten getragen, um zu wissen, wie hartnäckig Wollstrümpfe kratzen und in die Kniekehlen schneiden.

Da lenkt ein Gast alle Aufmerksamkeit auf sich. So kann ich unbeobachtet den Turban lockern. Erst danach stelle ich fest: Der neue

Gast trägt einen Hochzeits-Sari. Für einen Augenblick verfliegt all meine Nervosität aus Vorfreude auf die Heirat mit Saskya.

»Chalo, Christopher!«, ruft ein nicht blutsverwandter Onkel, der mich zum Rest der Familie führt und mir mit einem Augenzwinkern versichert, ich werde das schon hinbekommen.

Also ziehe ich meine Schuhe aus und setze mich neben meine nach Jasmin duftende Braut ans obere Ende des *Mandap*, ein Pavillon aus Holz und Blumen, in dem die Zeremonie abgehalten wird. Der Priester, alias *Pandit*, begrüßt die Familie und es geht los. Den Turban spüre ich nicht mehr. Nur, wie fest Saskya meine Hand drückt.

Wir sind das vorläufige Ergebnis einer mäandernden Familiengeschichte. Saskyas österreichischer Großvater war Botaniker in Afghanistan, weshalb ihre Mutter unter anderem in Kabul aufwuchs, in einer Ära, als Frauen dort in Miniröcken Fahrrad fuhren. Während ihres Studiums in Heidelberg lernte sie einen ehrgeizigen Doktor der Kunstgeschichte aus Bombay kennen. Saskyas Vater stammt aus einfachen Verhältnissen. Heute gilt er als bedeutender Professor und Intellektueller des Landes. Er hat prominente Museen und Institutionen gegründet, in dieser Funktion Staatsgäste aus der ganzen Welt empfangen, er kennt die Gandhis persönlich, wird dementsprechend hofiert, sogar von der Kaiserfamilie Japans, und lebt dennoch bescheiden.

Seine Tochter wird nun den Urenkel des verschlagenen Pächters vom Löwenbräukeller in München heiraten, der aufgrund eines Bierschaum-Skandals nach Leipzig umsiedeln musste, wo er jahrzehntelang das Hotel Fürstenhof führte. Lola, sein zweites Kind, entpuppte sich, nicht nur im Rampenlicht, als willensstarke Theaterfrau, die einen zartbesaiteten Staatsschauspieler aus Karlsruhe verführte, welcher unter anderem den Mackie Messer in der Uraufführung der ›Dreigroschenoper‹ gegeben hatte. Als Konsequenz dieser dramatischen Verbindung konnte sich auch ihr älterer Sohn, mein Vater, dem Theater nicht entziehen. Der Schauspieler tobte sich lange Zeit auf der Bühne und in Frauenschlafzimmern aus, bis

er eine Familie gründete sowie eine Produktionsfirma für Film und Fernsehen (auch wenn er immer Schauspieler blieb, also den Produzenten nur mimte). Diese beiden Rollen gab er mit Großzügigkeit, Leidenschaft, Verdruss und Witz, bis sein Herz ihn im Stich ließ. Fast ein Infarkt. Er setzte sich zur Ruhe und zog in eine Berliner Wohnung – zusammen mit seiner dritten und vierten Ehefrau, meiner Mutter, die nach vierzig Jahren als Hausfrau nun zum ersten Mal eine Anstellung hat, und zwar als beliebte, wenn auch gefürchtete Servicekraft eines Boutique-Hotels.

Die beiden Familienstränge haben so wenig gemeinsam, nur eine unwahrscheinliche Liebesgeschichte konnte sie miteinander verbinden.

Aber dieses Buch erzählt von mehr als einer Liebe. Bevor ich Saskya kennenlernte, war Indien für mich ein Land, von dem ich noch nicht einmal wusste, ob ich es besuchen wollte. Heute, während ich das hier schreibe, kann ich mir ein Leben ohne Indien nicht mehr vorstellen. Auch wenn es mich jedes Mal erneut wie ein Juggernaut überrollt: Ich liebe dieses Land. Die eine Hälfte des Jahres verbringen wir dort, die andere in Deutschland. Wir pendeln zwischen Saskyas Heimat und meiner. Das ist schwierig, zuweilen beängstigend und wunderbar. Es öffnet mir nicht nur die Augen für einen kompletten Kontinent, sondern auch für ein kompliziertes, widersprüchliches und exotisches Land: Deutschland. Ich lerne vieles zu schätzen, das ich bisher als gewöhnlich hingegenommen habe; gleichzeitig stört mich inzwischen so einiges, was mir früher überhaupt nicht auffiel.

Dass ich Saskyas Heimat jemals ganz zu meiner machen kann, glaube ich nicht. Ebenso wird sie sich in Berlin niemals so zu Hause fühlen wie in Delhi. Unsere Heimat befindet sich nicht an einem Ort. Sie ist keine geografische Region. Vielmehr erschaffen wir diese dritte und wichtigste Heimat immer dort, wo wir zusammen sind.

Zumindest wünsche ich mir das. Ob uns das auf Dauer wirklich gelingt, wird sich noch zeigen.



Teil I

WIE ES DAZU KAM

1

Ein Bub aus Bayern und eine Tochter Delhis

Zug'roaster
Der singende Klößle
Solange ich schreiben kann
Erste Begegnung und letzter Abschied
100 Seiten E-Mails
Wo es sich besser küsst

Zug'roaster

In seinem pränatalen Stadium trug dieses Buch den Arbeitstitel ›Ein Bayer indischer Herkunft‹. Es gab noch andere Varianten. Jede von ihnen rückte den Kontrast zwischen Indien und Bayern in den Vordergrund. Modisch: ›Turban und Lederhose‹. Filmisch: ›Von Bayern nach Bollywood‹. Kulinarisch: ›Zwischen Curry und Wurst‹.

All diese Titel verwarf ich. Abgesehen von der Simplifizierung störte mich vor allem der Fokus auf Bayern. Ich bin mir nicht sicher, ob ich einer von dort bin. Manch ein Weißblauer würde mir widersprechen: Ich wurde in München geboren und habe die prägenden Jahre meines Lebens im Voralpenland verbracht – wie könne ich kein Bayer sein?

Lassen Sie mich ein paar Jahre zurückgehen, lassen Sie mich Ihnen einen molligen, hellstimmigen Bub vorstellen, dessen Augenfarbe – graublaues Grün – so unentschieden ist wie sein Verhältnis zu Bayern.

Im Sommer 1983 wagen meine Eltern einen radikalen Schritt. Noch in meinem ersten Lebensjahr ziehen wir von München ins Voralpenland: nach Königsdorf in Oberbayern. Meine Eltern wollen nicht, dass ihr Sohn in der Stadt aufwächst. Das Land, glauben sie, sei besser für mich. »Dort kennen sich die Leute, Kinder können im Freien spielen und die Schule ist nur einen Spaziergang weit entfernt!«

Doch meine Eltern unterschätzen, wie bayerisch dieses Land ist.

Stammtisch, Frühschoppen, Schützenmärsche, Erzkatholizismus, Alpenpanorama, Fußballhuldigung, Schweinsbratenaroma, weißblau geringelte Maibäume.

All diese Klischees entsprechen der Wahrheit und dem Leben in Königsdorf.

Dort wachse ich als Kind einer hessischen Mutter und eines badischen Vaters auf. Ich könnte ebenso aus dem Ausland kommen. Bin also ein »Zug'roaster«. Einer von woanders.

Als ich kaum drei Jahre alt bin, reißt ein aus der Wohnzimmerwand ragender Nagel ein Loch in meine Wange und heile Kleinkindwelt. An den Schmerz erinnere ich mich nicht. (Wir Kloebles sind ausgezeichnete Verdränger.) Der Arzt, der die Wunde flickt, verspricht meinen Eltern, sie werde spurlos verheilen.

Er irrt sich. Eine Narbe bleibt. Sie markiert die erste Verletzung meines Lebens. Die nächste folgt sogleich: Nachbarskinder nennen mich »Preiß«, Preuße. Und das, noch bevor ich lerne, wer oder was überhaupt ein Preuße ist. Instinktiv spüre ich aber, was die Bayern damit sagen wollen: Ich bin nicht von hier. Jemand, der von hier ist, geht sonntags zur Kirche, spricht nicht hochdeutsch und trägt einen Familiennamen, der sich auf mindestens einem Straßenschild in der Umgebung finden lässt.

Eine lieblichere Erfahrung schenkt mir die blonde Christine, als sie sich einverstanden erklärt, mich zu heiraten. Wir sind fast sechs Jahre alt und besuchen den Königsdorfer Kindergarten, unter dem Regime katholischer Ordensschwwestern. Sie bezeichnen Coca-Cola als Teufelszeug und verdammen uns selbst im Hochsommer dazu, heißen, ungezuckerten Kamillentees zu trinken. Und Schwester Alfonsa, die Diktatorin, lässt uns keinmal aus dem Kindergarten, ehe wir nicht unsere Schnürsenkel selbst gebunden haben. (Ich trage ausschließlich Schuhe mit Klettverschluss.) Christina und ich versprechen einander, gleich nach der Schule vor den Altar zu treten. Und mindestens drei Kinder zu haben!

Leider wird daraus nichts. Eine Woche nach unserem Schwur teilt sie mir mit, dass sie sich nun doch für ihren Tischnachbarn Stefan entschieden habe. Der kann im Bastelunterricht nämlich besser als ich, alias Speckfinger, mit der Schere umgehen. Meine einzige Chance auf wahre Liebe – dahin. Tagelang weigere ich mich, den Kindergarten zu besuchen. Ich kann ja nicht wissen, dass fast 6.000 Kilometer südöstlich von mir meine zukünftige Frau aufwächst.

Saskya wird in Ahmedabad im indischen Bundesstaat Gujarat geboren, aus dem auch Mahatma Gandhi und der spätere Premierminis-

ter Narendra Modi stammen. In ihrem zweiten Lebensjahr zieht sie mit ihrer Familie nach Delhi.

Ausgerechnet 1984. Kurz vor einem Fernsehinterview mit Peter Ustinov wird Indira Gandhi von ihren Sikh-Leibwächtern erschossen, an denen sie trotz der Separationsbewegung der Sikhs festgehalten hatte. Ausgangssperren werden verhängt. Dennoch ziehen rachsüchtige Mobs durch die Straßen. Polizei und Politiker der regierenden Kongresspartei sehen weg. Rajiv Gandhi, Indira Gandhis Sohn, rechtfertigt die Ausschreitungen mit den Worten: »When a big tree falls, the earth shakes.« Saskya, ihr Bruder und ihre Eltern wohnen zu diesem Zeitpunkt im Stadtteil Jangpura, wo auch viele Sikhs leben, die nach der Teilung Britisch-Indiens dort Zuflucht gefunden haben. Aus Angst vor Übergriffen verbarrikadiert sich die Familie tagelang im Haus; nachts sammelt Saskyas Vater Ziegelsteine, um sie im Notfall vom Dach auf Angreifer werfen zu können. Es gehen Gerüchte um, dass der Mob das Grundwasser vergiftet habe. In den Tagen nach dem Attentat werden über dreitausend Sikhs ermordet.

In derselben Zeit veranstalte ich in Oberbayern mit der Nachbars-tochter Schlangenspiele: Wir finden Gefallen daran, Seile über unsere nackte Haut gleiten zu lassen und dabei leise zu zischen.

Meine Welt damals beschränkt sich auf den Radius, in dem ich alle Viertelstunde die Kirchenglocken hören kann. Das Zentrum meines Daseins heißt Königsdorf. Hier erlebe ich jeden Tag Abenteuer, die meisten sind idyllischer Natur. Ich schminke unseren Hund mit Mutters Lippenstift von Cartier. Ich löse die Handbremse unseres Autos, das am Hang parkt. Ich ersticke fast in einer selbst gebauten Schneehöhle. Ich finde ein vierblättriges Kleeblatt. Ich stehle Abziehbildchen aus einem aufgeschweißten Kaugummiautomaten (und lege sie zurück, als mein Vater mich darauf hinweist, dass Undercover-Polizisten mich womöglich beim Klauen beobachtet haben). Ich rutsche beim Spielen auf dem benachbarten Bauernhof aus und lande in einem dampfenden Kuhfladen, sodass meine Mutter mich mit dem Gartenschlauch abspritzen muss.

Außerdem bemühe ich mich um Integration. Ich bin ein Zugroaster mit hehren Intentionen! Aber meine Versuche, Bayrisch zu sprechen, bringen Einheimische bestenfalls zum Lachen. Ich vermag es nur, jemanden, der kein Bayrisch kann, davon zu überzeugen, dass ich Bayrisch kann.

Unsere Nachbarin Anni, eine Bäuerin, die mit ihren vierzig doppelt so alt aussieht, rät meiner Mutter und mir einmal, wir sollten ein Ohr in unsere Garage legen, damit der Marder die Gummischläuche unseres Autos nicht anknabbert. Meine Mutter und ich staunen. Woher sollen wir ein Ohr bekommen? Anni kann doch unmöglich ein menschliches meinen. Ein Schweinsohr vielleicht? Auf Nachfrage hin erläutert Anni: »A Hühnerohr.« – »Ein Hühnerohr?«, fragt meine Mutter. »Haben Hühner Ohren?« – »Naaa!«, ruft Anni über den Zaun, als würde sie mit Taubstummen sprechen, »a OA! A frisch g'legt's!«

Erst da begreifen wir.

Es ist aber nicht allein die Aussprache, die meinen Eltern und vor allem mir zu schaffen macht. Selbst wenn ich jedes einzelne Wort verstehe, kann ich oft nicht ganz folgen. Bayern kommunizieren anders miteinander als Nicht-Bayern.

An einem Nachmittag durchquere ich mit einer Gruppe Kinder einen Nachbarshof, da kommt der Bauer aus dem Stall und schimpft, wir sollen von seinem Grund und Boden verschwinden. Ich denke, er meint das ironisch. »Nein«, scherze ich, »wir gehen nicht!« Und grinse breit. Ich komme mir ziemlich witzig vor, fühle mich bestätigt durch das Kichern meiner Altersgenossen – die sich allerdings zurückziehen. Im nächsten Moment begreife ich, warum. Der Bauer jagt mich mit einer Mistgabel auf und davon.

Eine weitere meiner Anstrengungen, als einer von hier wahrgenommen zu werden: Fußballspielen. Es heißt schließlich immer, Fußball verbindet. Bayerische Buben können dribbeln, bevor sie sprechen lernen. Ungläubig beobachte ich die innige Beziehung ihrer Füße zum Ball. Fantastisch, wie sie in vollem Tempo rennen und dabei den Ball mit ihren Füßen scheinbar mühelos vor sich hertragen.